

TIMOTHY L. SMITH: *Thomas Aquinas' Trinitarian Theology. A Study in Theological Method*, Washington: The Catholic University of America Press 2003. – xiii, 258 pp. – ISBN 0–8132–1097–6. – \$ 59.95.

Die Renaissance einer heilsgeschichtlich orientierten Trinitätslehre, wie sie konfessionsübergreifend seit einigen Jahrzehnten zu verzeichnen ist, blickt mit spürbarer Distanz auf die scholastischen Entwürfe und ihre vorwiegend philosophische Reflexion der dogmatischen Grundbegriffe zurück. Daß die systematische Kritik der Gegenwart aber auch zu einer Relecture der mittelalterlichen Texte motivieren kann, bezeugt die vorliegende Arbeit des in Kalifornien lehrenden Theologen Timothy L. Smith. Die seit de Regnon übliche schematische Zweiteilung der klassischen trinitarischen Entwürfe in einen lateinischen und einen griechischen Traditionsstrang kennt Smith ebenso wie die Kritik gegen das westliche Modell, die seit Rahner oft wiederholt wurde. Wenn er dennoch gerade das Beispiel der Trinitätslehre für geeignet hält, die theologische Methode des Thomas von Aquin in der Rede über Gott zu würdigen, so auch deswegen, weil er einige dieser gängigen Vorbehalte für unberechtigt hält. Die Studie gliedert sich in fünf Kapitel. Im ersten Kapitel über den Kontext der Trinitätslehre im Aufbau der *Prima Pars* der thomanischen *Summa Theologiae* [= ST] (S. 12–47) ist Smith bemüht, mit Bezug auf die seit Chenu intensiv geführten Diskussionen zur Gliederung des Werkes Thomas gegen die neuscholasti-

sche Lesart in Schutz zu nehmen, in welcher ein Traktat *De Deo uno* vom nachfolgenden *De Deo trino* unterschieden und zu seiner Grundlage erklärt wird. Dagegen setzt Smith mit C. Straeter, daß mit ST I, 27–43 nicht ›neue Realitäten‹ in Gott behauptet, sondern nur Unterscheidungen in der einen, bereits eingeführten Realität des göttlichen Wesens vorgenommen werden. Gegen die These einer Funktionslosigkeit der thomanischen Trinitätsspekulation wird deren unverzichtbare Bedeutung für das rechte Verständnis der Freiheit göttlicher Schöpfung und Ursächlichkeit hervorgehoben. Wiederholt weist Smith in seiner Studie darauf hin, daß die Komposition der thomanischen Summa nicht auf eine Ableitung der Personen aus dem Wesen abzielt. Als *articulus fidei* im strengen Sinn ist die Wahrheit über sie keines rationalen Beweises fähig. Am Ursprung der neuscholastischen Traktatunterscheidung sieht Smith den Kommentar Cajetans und seine Thomas mißverstehende These von der absoluten Subsistenz der göttlichen Wesenheit. Erst durch sie hat sich der Eindruck verfestigt, daß die bei Thomas noch fraglos als ›*una divina essentia trium personarum*‹ betrachtete Wesenheit auch ohne die Relationen quasi monopersonal existieren und folglich theologisch erörtert werden kann. Der zweite Abschnitt über Aufbau und Methode der Trinitäterörterung (S. 48–108) versucht zunächst den Sinn herauszuarbeiten, den der Übergang ›from unity to distinction‹ verfolgt, der bei Thomas zwischen ST I, 26 und 27 geschieht. Smith wendet sich gegen die von Jorissen und Schmidbauer vertretene These, wonach die Rede von ›Gott‹ bei Thomas stets eine der Personen als Handelnden implizieren müsse. Denn damit wird fälschlich vorausgesetzt, daß es unmittelbare Kenntnis einer trinitarischen Person aus dem Handeln Gottes (ohne Bezug auf die übrigen Relationen) geben könnte. Bei Thomas erfolgt nach Smith ab q. 27 nicht ein Übergang ›vom Wesen zu den Personen‹, sondern von der (im Handeln Gottes nach außen ununterscheidbaren) Einheit der Personen zu ihrer Differenzierung. Eine Analyse des Aufbauschemas der thomanischen Trinitätslehre zeigt, daß Thomas kei-

neswegs Augustins *De Trinitate* imitiert, sondern sich von ihm in der umgekehrten Anordnung des Stoffes, einer stärkeren Gewichtung der Relationen gegenüber den Hervorgängen und einer spürbaren Zurückhaltung beim Einsatz des imago-Begriffs unterscheidet. Die Rede von einer einheitlichen lateinischen Tradition der Trinitätslehre ist darum nach Smith nur unter Vorbehalt möglich (S. 70). Es folgt eine Darstellung der trinitätstheologischen Zentralbegriffe ›Hervorgänge‹, ›Relationen‹ und ›Personen‹ im thomanischen Entwurf. Mit M. E. Williams wird das Verständnis der innergöttlichen Relation bei Thomas in die Nähe der Vorgaben des Gilbert von Poitiers gestellt (S. 93). Wenn Kapitel 3 das Verhältnis der essentiellen und personalen Attribute Gottes thematisiert (S. 109–159), ist dabei zunächst das Problem der Appropriationen zu behandeln, auf das Thomas weit kürzer als Augustinus eingeht. Doch auch aus inhaltlicher Perspektive ist Smith wiederum bemüht, die Vorstellung einer Einheitlichkeit ›von Augustinus zu Thomas‹ aufzubrechen. Anders als Abaelard, Anselm und in gewisser Weise auch noch Albert gibt es für Thomas im Blick auf die personalen Eigentümlichkeiten in der Trinität keine gültigen rationalen Zugänge. Für Thomas sind die mit der Appropriationslehre verbundenen Vernunftargumente nur Manifestationen und Illustrationen der heilsgeschichtlich, durch Gottes Freiheitstat erfolgten Trinitätsoffenbarung. ›Thus, in the end, theological investigation remains exegetical‹ (S. 150). Aufgabe des Theologen ist es, eine offenbarungsgerechte Sprache zu formulieren, die sich bewußt ist, durch ihre Verhaftetheit an geschöpfliche Aussagemodi hinter dem Bezeichneten zurückzubleiben. Der folgende vierte Abschnitt über ›Kontext and Charakter‹ der theologischen Sprache des Aquinaten (S. 160–203) fragt vor allem nach möglichen Beziehungen zur spekulativen Grammatik der Modisten des 13. Jahrhunderts. Die bei ihnen verfolgte Tendenz, *modus significandi* und *modus essendi* streng zu parallelisieren, eine Realität der grammatikalischen Regeln *extra animam* zu behaupten und damit die Logik als wahre Metaphysik anzusehen, fin-

det sich in dieser Weise bei Thomas nicht. Er gehört vielmehr zu denjenigen mittelalterlichen Denkern, welche die Grundbedeutung eines Wortes von übertragenen Verwendungen, Signifikation und Supposition unterscheiden. Menschliche Rede von Gott bleibt stets kreatürlich vermittelt und wahrt den Raum für ›apophatische Kritik‹. Doch verliert eine so verstandene theologische Sprache nach Smith keineswegs generell die Fähigkeit, etwas zu bezeichnen (S. 192ff.). Unsere Begriffe vermögen nämlich korrekt Dinge der Wirklichkeit zu benennen, auch wenn unsere Explikation der Begriffe ihnen nicht gerecht wird. ›We name as we know‹, lautet die Grundregel der analogen Sprache des Aquinaten, die sich damit sprachtheoretisch sowohl von einem Ultrarealismus wie von einem bloßen Konventionalismus distanziert. Diese entscheidende Charakterisierung der theologischen Rede über Gott exemplifiziert Smith im Schlußkapitel (S. 204–230) am Verhältnis zur ps.-dionysischen Lehre über die Gottesnamen bei Thomas im Vergleich zu seinem Lehrer Albert. Während für Albert die Unfähigkeit zu vollkommenem Wissen über Gott stets auch die Unmöglichkeit mit sich bringt, Gott richtig zu benennen, so daß sie den ›theoretischen‹ Charakter der Theologie grundlegend in Frage stellt, löst sich Thomas stärker von der negativen Theologie des Areopagiten, ohne sie völlig aufzugeben. Eine Unmöglichkeit, über Gott zu sprechen, besteht nicht schlechthin, sondern nur, soweit uns vollkommene Erkenntnis und Benennung versagt bleiben. – Die vorliegende Studie stellt einen intelligenten und originellen Beitrag zur systematischen Reflexion der thomasi-schen Gotteslehre dar. Smith zeigt sich in seinen Ausführungen sowohl mit den Themen der aktuellen Trinitätsdiskussion wie auch mit den entscheidenden Ergebnissen der historischen Scholastikforschung zu seinem Gegenstand gut vertraut. In Einzelfragen, zu denen etwa der trinitätstheologische ›Rationalismus‹ Anselms und Abaelards (S. 125–129) oder die Rolle des Aquinaten in der Herausbildung der Traktattrennung *De Deo uno/trino* zählen, wird man die Position des Vf.s nicht immer teilen müssen.

Ebenso hätten einige der angeschnittenen Themen eine noch differenziertere Erörterung verdient, wie etwa die in der Barocktheologie aller Schulen zu findende These einer absoluten Subsistenz der göttlichen Wesenheit. Die wesentliche Intention des Vf.s allerdings, die theologische Sprachtheorie des Aquinaten auf der Grundlage der Trinitätslehre herauszuarbeiten, um so zum theologischen Kernproblem seiner Gotteslehre vorzustoßen, wird in den Ausführungen der Studie überzeugend eingelöst. Der Satz ›we refer to God better than we know‹ (S. 235) umreißt präzise Möglichkeit und Grenzen einer Theologie im Dienst des nach Einsicht strebenden Glaubens, die sich bewußt ist, den Zugang zu ihrem Gegenstand nicht rationaler Konstruktion, sondern göttlicher Selbstoffenbarung zu verdanken.

Thomas Marschler, Bochum